

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Enzensberger, Hans Magnus
Eine Handvoll Anekdoten

Auch Opus incertum
Mit 122 vierfarbigen Abbildungen

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 5057
978-3-518-47057-2

suhrkamp taschenbuch 5057

In Impressionen, Sprüngen und Exkursen folgen wir den Geschichten des M., den Abenteuern eines, der sich den Zumutungen der Geschichte zu entziehen wußte: Familien-Bande und erste Liebe, frühe Lektürelust und Mediensucht, jede Art von Ausweichmanöver vor falscher Autorität, ein mißglückter Sprengstoffversuch, Fahnenflucht, Schwarzhandel und dann das Glück akademischer Freiheit im Studium – noch jenseits von Pisa und Bologna: Ob es um jesuitisch geprägte Marx-Exerzitien oder, unter Vortäuschung von Altgriechisch-Kenntnissen, um ein »Mokka-Seminar« im professoralen Salon ging, um ein bißchen Linguistik oder Psychiatrie – hier ließ man ihn in Ruhe.

Aber die Erinnerung ist ein fragmentarischer und unzuverlässiger Ratgeber. Deshalb nimmt sich der Autor die Freiheit der Regie und der Collage, fügt Motive, Bilder und Anekdoten zu einem *Opus incertum* zusammen. So nannten die alten Römer eine spezielle Art ihres Mauerbaus: ein »ungesichertes Werk«.

Hans Magnus Enzensberger wurde 1929 in Kaufbeuren geboren. Als Lyriker, Essayist, Biograph, Herausgeber und Übersetzer ist er einer der einflußreichsten und weltweit bekanntesten deutschen Intellektuellen.

Zuletzt erschienen: *Gedichte 1950-2020* (st 5013), *Fallobst* (2019) und *Wirrwarr. Gedichte* (2020)

HANS MAGNUS ENZENSBERGER

EINE HANDVOLL ANEKDOTEN,
AUCH
OPUS INCERTUM

Suhrkamp

Erste Auflage 2020

suhrkamp taschenbuch 5057

© Suhrkamp Verlag Berlin 2018

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Rechtenachweise zu Abbildungen am Schluß des Buches

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung

durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme

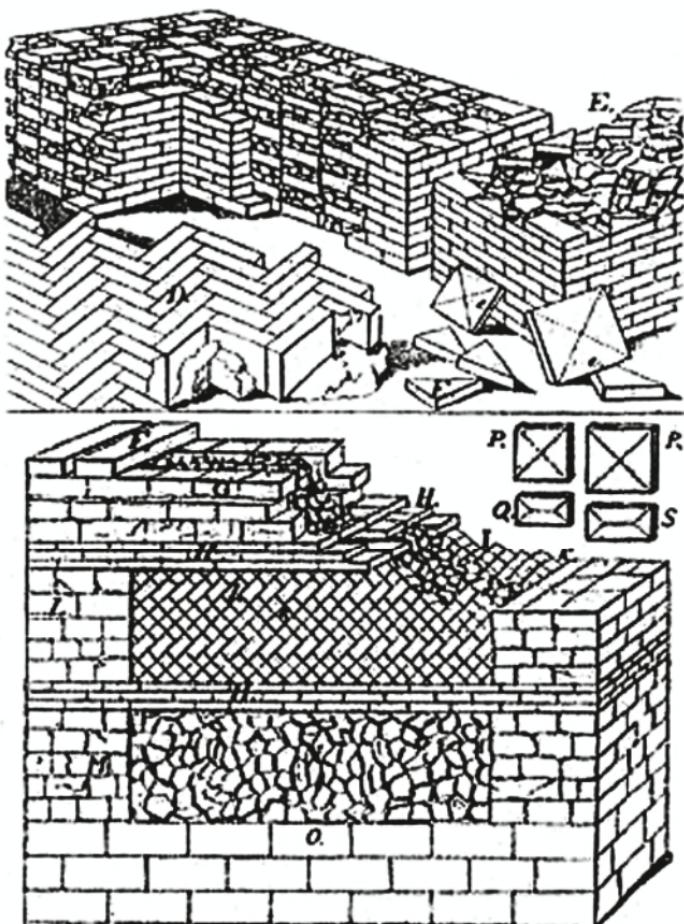
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz und Umschlaggestaltung: Jan Riener, München

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47057-2



Anekdoten, die; aus griechisch *anékdoton*: nicht herausgegeben, eigentlich etwas aus Gründen der Diskretion noch nicht schriftlich Veröffentlichtes, bisher nur mündlich Überliefertes. Kurze Erzählung zur Charakterisierung einer Person, einer merkwürdigen Begebenheit oder einer bestimmten Zeit.

Opus incertum, das; lateinisch = unregelmäßiges Werk, römischer Mauerbau aus Fundsteinen.

Schwarze Wochen im Herbst 1929

Das eigene Geburtsdatum ist schwer loszuwerden. Auch M. schleppt es mit sich herum. Wenn es nur die Kirchenbücher und die Standesämter wären, die auf diesem Detail herumreiten! Aber nein, es sitzt ihm, wie allen andern, zeitlebens im Nacken.



Am 24. Oktober 1929 brach an der New Yorker Stock Exchange eine Panik aus. Bis zwölf Uhr mittags brachten sich elf Kapitalisten um. Die Besucher-

galerie wurde geschlossen. Unter den Gästen befand sich Mr. Churchill, ein Engländer, von dem M. erst viel später erfuhr, als er unter dem Namen Sir Winston mit einem Maschinengewehr in der Hand, einem Zylinder auf dem Kopf und einer Zigarre im Mund in einer deutschen Zeitung abgebildet wurde.

M.s Vater war anno 1929 zu Besuch bei den Verwandten seiner Frau in K., einer kleinen Stadt im bayerischen Schwaben, die von der Brauerei, der Weberei und einer lithographischen »Kunstanstalt« lebte. In einer grün tapzierten Stube, neben einem weißen Kachelofen, erfuhr er aus dem *Allgäuer*, daß in Amerika soeben ein Schwarzer Donnerstag zu Ende gegangen war. Ein paar Tage später wurde M. geboren und nach katholischem Ritus getauft. Die Notierungen an der New Yorker Börse fielen am selben Tag um durchschnittlich fünfzig Punkte.

Sein Vater hat keine Aktien besessen. Er ist damals Postassessor gewesen, danach wurde er nach Nürnberg versetzt und zum Telegraphendirektor befördert, hat aber trotz dieses wohltönenden Titels nur 450 Reichsmark im Monat verdient. Er trug eine Brille mit vergoldeten Rändern und eine dünne Krawatte. Ob er in diesen Jahren gewählt hat und, wenn ja, wen, das weiß M. nicht.

Eine jugendbewegte Frau

M.s Mutter war der Taufname Eleonore, auf dem ihr Vater bestanden hatte, zu feierlich. Die beiden älteren Brüder nannten sie Lori, und dabei blieb es. Ihre Mutter, die Walburga hieß, hat sich kaum um sie gekümmert. Als Kind mußte sie barfuß gehen. Es gab wenig zu essen, wenig Vitamine und keinen Lebertran. Die Folge waren erste Symptome einer Rachitis, die aber später geheilt wurde. Sie wurde bei den Englischen Fräulein untergebracht, deren Orden mit Großbritannien nichts zu tun hatte, sondern den Schutz der Engel für sich in Anspruch nahm. Wertvoller war das Protektorat des Vaters, der als Patriarch ein lautes Regime



führte und dafür sorgte, daß sie ordentlich gefüttert wurde. Sie war sein Liebling; er bevorzugte sie vor den zahlreichen Söhnen, die er gezeugt hatte.

Weil sie eine brave Schülerin war, unterschätzte er, wie sich bald zeigte, ihren stillen Eigensinn. Weil ihr mißfiel, was Walburga ihrer Familie vorsetzte, lernte sie in einem reichen Pfarrhaus die Kunst, etwas Gutes zuzubereiten. Dann wählte sie eine Ausbildung als Kindergärtnerin.

Dort geriet sie in das Milieu der sogenannten Reformbewegung, die danach trachtete, das Korsett abzuwerfen, Ausflüge in Wanderschuhen zu unternehmen und am Lagerfeuer zu singen. Das Wort Jugend nahm eine neue, emphatische Bedeutung an; ein eigener Stil prägte Möbel, Kleider, Fassaden und Ornamente.

Schüchtern war sie nicht. Sie mochte ihren alten Herrn, aber seine Herrscherallüren störten sie. Hinter seinem Rücken traf sie sich mit einem bargeld- und vaterlosen Mann, der in den Augen der Familie außer seinem Ingenieurdiplom nichts zu bieten hatte. Der schrieb ihr so lange zarte und einfallsreiche Liebesbriefe, bis sie sich mit ihm verlobte.

Ihren Vater hat sie nicht nach seiner Meinung gefragt. »Was dem Faß den Boden ausschlug«, schrieb er, »war das unbesonnene und unverantwortliche Verhalten Lores, die

sich bisher so tadellos geführt hatte und nun plötzlich wie umgewandelt schien. Jedenfalls wollte sie sich zu Haus nicht mehr das Geringste sagen lassen. Sie brachte es über sich, heimlich bei Nacht und Nebel, unter Mitnahme all ihrer Habe, das elterliche Haus zu verlassen.«

Im August 1928 meldete ein lakonisches Telegramm aus Berlin, daß M.s Eltern geheiratet hatten.

Geisterhafte Vorfahren

Die meisten Menschen haben acht Urgroßeltern, von denen sie wenig wissen. Sie müssen froh sein, wenn auf einem verblaßten Photo, das sich in ein Album verirrt hat, eine dieser Personen zu erkennen ist.

Mit den Großeltern sieht es schon besser aus. M. weiß einiges über den Vater seines Vaters, der Joseph hieß und von einem großen Bauernhof am Auerberg am Rand der Allgäuer Alpen kam.

Er war von dreizehn Kindern das drittjüngste und lernte als Feinmechaniker in Nesselwang bei der Firma Riefler, wie man Reißzeuge baut. M. hat von ihm sein Gesellenstück geerbt, das in einem großen Futteral lag. Es enthält, auf blauen Samt gebettet, achtzehn Teile, darunter Stech-,





Zieh-, Haar-, Nullen- und Spitzenzirkel, Reißfeder und Kopiernadel.

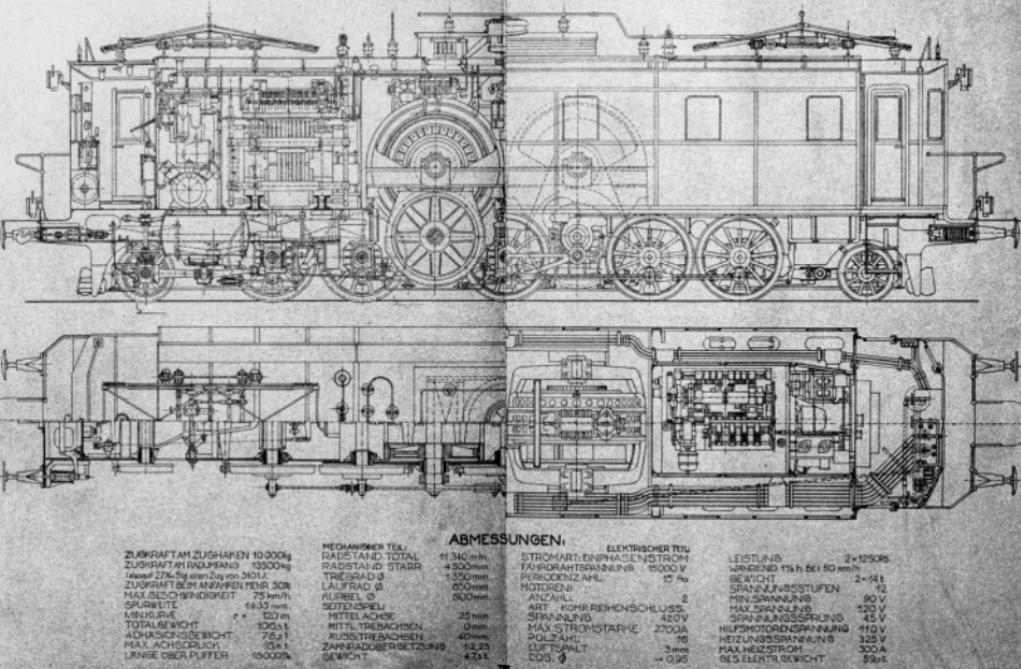
Sonst weiß M. nicht viel von ihm. Es heißt, daß er sich 1894 bei der Königlich Bayerischen Telegraphen-Werkstatt bewarb, aber nicht angenommen wurde. Später zog er nach Nürnberg, engagierte sich im katholischen

Kolpingwerk, erwarb den Meisterbrief und arbeitete als Lichtmonteur bei der städtischen Straßenbahn. Er heirate die Tochter des Hausmeisters im katholischen Gesellenhospiz, eine schöne, stolze Frau. Auf dem Hochzeitsphoto blickt das Paar ernst und gefaßt in die Kamera, sie bekränzt, weißbehandschuht und mit Brautschleier, er mit einem Zylinderhut, den er auf ein hochbeiniges Tischchen abgelegt hat. Damals war der Gang zum Studio des Photographen noch eine feierliche Zeremonie. Das Portrait hat sich erhalten, es ruht auf schwarzem Karton in einem marmorierten Album. M.s Vater hat die Bildlegende sorgfältig in weißer Tusche ausgeführt.

M.s Großmutter Elisabeth überlebte ihren Mann, der schon 1916 starb. Sie hauste als Witwe fünfzehn Jahre lang in einer winzigen Wohnung hinter der Stadtmauer und entwickelte eine eigensinnige Frömmigkeit, die ihr Sohn nicht teilte, aber ertrug. Um ihn bis zum Abitur zu ernähren, mußte sie an der Garderobe des Volksbads arbeiten, um ihre einzige Rente aufzubessern. Sie war eine stille Frau. 1931 ist sie verstorben.

M. hat nur zwei Großeltern zu Gesicht bekommen, von denen er einiges berichten kann. Die beiden andern lernte er nie kennen. Für ihn leben die Ahnen nur in einigen sepiafarbenen Photos fort, so wie die Geister der Toten bei den Afrikanern.

1-E-1 CERLIKON-LOKOMOTIVE FÜR DIE LOTSCHBERGBAHN



Der Freitisch

M.s Vater studierte an der Münchner Technischen Hochschule zuerst Maschinenbau, dann Elektro- und Fernmeldetechnik. Er hatte die besten Noten, aber kein Geld. Im Bürgertum fanden sich wohlhabende Familien, die Mahlzeiten für mittellose Waisen anboten. Der angehende Diplomingenieur verdingte sich aber auch, um ein paar Rentenmark zu verdienen, als Komparse beim Stummfilm. Er



besaß sogar einen Detektor-Empfänger, den er selbst gebaut hatte. Obwohl der Apparat krächzte und rauschte, bewunderte er das neue Medium. Er bewarb sich als Ansager bei der Münchener »Deutschen Stunde«, einem der ersten regelmäßigen Radioprogramme, was ihm viele Briefe von Hörerinnen einbrachte; er hatte Erfolg bei den Damen, denen seine Stimme gefiel. Trotz seiner Armut war und blieb er großzügig. Auf die Großstierei und die verschwenderischen Neigungen seiner Kommilitonen reagierte er mit Sarkasmus.



Nichts Besonderes aus den ersten dreißig Monaten

Mrs. früheste Erinnerungen geben nichts her. Er ist damals zu klein gewesen, um etwas Bemerkenswertes erlebt zu haben. Am Seitengitter seines himmelblau lackierten Bettchens hat er sich in die Höhe ziehen müssen, um zu sehen, was sich vor dem Fenster des Zimmers abspielte. Dort erschien in der Morgensonnen pünktlich eine lange Karawane von großen, gelben Lastwagen, die aus einem Pakethof kam und elektrisch summend auf der Straße vorbeizog. Jedes dieser kastenförmigen Automobile streckte beim Abbiegen einen ellenlangen roten Winker aus, der sich sonderbar langsam auf und ab be-



wegte, bevor er sich wieder zusammenfaltete.

Das menschliche Gedächtnis ist ein rätselhaftes Organ. Kein Hirnforscher vermag zu erklären, warum M. zu der Frage nach seinen frühesten Erlebnissen

nichts Spektakuläreres einfällt als dieses Bild.

Unter Brüdern

M. war der älteste von vier. Darüber lassen sich umfangreiche Romane schreiben. Manche Erzähler tun das, und oft behandeln sie dieses Thema, als ginge es um einen Krieg. Wer wird benachteiligt, wer wird vorgezogen? Niemand hat es leicht mit der wirren Dynamik, die unter Geschwistern herrscht. M.s Eltern gaben jedem ihrer Kinder zwei Vornamen, wobei sie sich an die Schutzpatrone ihrer Vorfahren hielten. Doch dazu wurde jeder mit einem kindlichen Ruf- oder Spitznamen bedacht, gegen den kein Protest half und der an ihm hängenblieb bis ans Lebensende, ja sogar darüber hinaus.

Das fängt schon damit an, daß der Erstgeborene sich gewöhnlich aufspielt, als hätte er das Sagen. An ein besonders infames Beispiel erinnert sich M. ungern. Er brachte seinen kleinen Bruder Christian, der im Gewirr der Gassen in der Altstadt leicht die Orientierung verlor,

dazu, ihm bis zu einem Laden zu folgen, der sich »Stempel-Pensel« nannte und versprach: »Bei uns können Sie alles drucken!« M. verlangte, daß der Kleine das Geschäft betrat und den verblüfften Besitzer aufforderte, sein Versprechen zu halten und den Namen des Bruders zu drucken. »Wenn du das nicht machst, laufe ich dir davon, und du findest nicht wieder nach Hause«, drohte der ihm und sah durch das Schaufenster zu, wie der verzweifelte Bruder seinen Wunsch vorbrachte, freundlich, aber bestimmt abgewiesen wurde und weinend zu seinem Peiniger zurückkehrte, der ihn wieder an die Hand nahm. Daheim versäumte »der Jani« – so lautete sein Spitzname – nicht, sich bei der Mutter über M. und über dieses unerfreuliche Abenteuer zu beschweren.

Alle M. nachfolgenden Brüder wehrten sich nach Kräften ihrer Haut. Mußten sie die Schuhe erben, die M. zu klein wurden? Mußten sie sich mit einem Brummkreisel begnügen, der den Reiz der Neuheit längst eingebüßt hatte, und umgefärzte Pullover tragen? Legte der kleine M. seine Brüder herein, die noch kleiner waren als er? Ließ er sie im Regen stehen? Hat er sie geplagt? War er ein Tyrann? Und wen schätzte der Vater? Den Ältesten? Wer war der Liebling der Mutter? Der Jüngste?



Solche langweiligen Fragen wurden beim Essen hartnäckig beschwiegen, aber sie wurden jedesmal laut, sobald es Streit gab. M. wundert sich nicht über solche Konflikte, sondern über die rätselhaften Kräfte, die, immer, wenn es

darauf ankam, den Clan zusammenhielten. Er schreibt sie nicht den Kindern, sondern den Eltern zu. In manchen Familien dauert der Zwist der Brüder an, solange sie am Leben sind. M. erklärt, bei ihnen sei es zum Glück nie so weit gekommen.

Eine erste Liebe

In Süden der alten Reichsstadt Nürnberg wohnte man, wie es hieß, »hinter dem Bahnhof« in einer sehr bescheidenen Straße. Villen gab es dort nicht, nur enge Mietwohnungen, Hinterhöfe und Lagerhallen. Die größte Attraktion dieser Gegend war für M. ein kleines Lebensmittelgeschäft in der Nachbarschaft. Diesem Tante-Emma-Laden verdankte er seine erste Lektion in der Warenkunde. Neben einer großen Milchkanne mit einem Trichter standen offene Säcke mit Linsen und Kartoffeln. Auf dem Tresen und in den Regalen waren unbekannte, bunt verpackte Bonbons ausgestellt, die nur wenige Pfennige kosteten. Das Glanzstück des Ladens war jedoch eine große, vor dem Eingang aufgestellte Tafel, die den Kunden mit dem Bild einer großen Pralinenschachtel reizte. Unter diesem Gemälde war eine Reihe von Quadraten zu sehen, die statt einer Aufschrift nur stumme Pünktchen trugen. Was das zu bedeuten hatte, verstand M. nicht.

Glücklicherweise war die Tochter des Krämers, ein blondgelocktes gleichaltriges Mädchen, bereit, ihm den Sinn dieses mysteriösen Apparats zu erläutern. »Wenn du



einen Fünfer hast, mußt du ihn in den Schlitz einwerfen. Siehst du das kleine spitzige Ding, das an der Kette hängt? Das ist eine Ahle. Mit der stichst du dann in einen dieser Punkte auf der Tafel. Es klingelt, und weiter unten kommt eine Kugel heraus, und du gewinnst etwas. Eine weiße Kugel bedeutet eine Lakritzenstange, die grüne eine Rolle Pfefferminz und so weiter. Wenn du Glück hast, triffst du die beste von den Kugeln, die einzige, die golden ist. Dann kriegst du die große Pralinenschachtel.«

Das Mädchen legte ihm den Arm auf die Schulter, sprach ihm Mut zu und drückte ihm den spitzen Griffel in die Hand. Als er zustach, läutete ein Glöckchen, und eine goldene Kugel fiel heraus.

Erst als er zu Hause mit seinem unverhofften Gewinn ankam und atemlos berichtete, wie er dazu gekommen war, erklärte ihm die Mutter, daß der schlaue Besitzer eine kleine Lotterie eingerichtet hatte. Die kleine Klara aus dem Laden war die erste Frau, in die er sich verliebte.

Singer's Nähmaschine war die beste



Nie gefehlt hat es M. an Tanten und Onkeln. Die liebste war ihm eine Schwester des Großvaters. Als Kind mußte er zwar in den Sommerferien manchmal auf dem Bauernhof der Allgäuer Vettern so tun, als helfe er ihnen bei der Heuernte. Man gab ihm einen Rechen in die Hand, und auf dem Heimweg durfte er hoch auf dem Heuwagen thronen. Aber viel lieber brachte er ein paar Wochen in dem verwunschenen Häuschen seiner Tante Theres zu. Die lebte ganz allein am Rand der Kleinstadt K. Mit den Männern hatte sie nichts im Sinn. Eigene Kinder hatte sie nie. Ihre Vorliebe galt den Buben der Verwandten und der Nachbarn, die bei ihr immer willkommen waren. Jedem setzte sie im Sommer ein Noppenglas mit selbstgemachtem Holundersaft vor, aus dem lauter kleine Bläschen auf-

stiegen, weil er moussierte; im Winter dagegen wurden ihre Gäste mit einem Kakao traktiert.

Wie klein sie war! Ihr Teint war dunkel. Ihr ergrautes Haar trug sie zu einer Art Dutt gebunden. Sie versorgte die Waisenkinder der Gemeinde mit Latzhosen und Hemdchen. Gewöhnlich ließ sie sich auf einer kleinen Empore am Fenster nieder, wo es nach Mottenpulver und Nähkreide roch. In verschnörkelten Goldbuchstaben war der Name *Singer* auf der hölzernen Haube der Nähmaschine zu lesen.

M.s Mutter hat diese Maschine geerbt und sie noch lange gebraucht, obgleich es längst neuere Modelle gab, bei denen der Faden nicht riß und der Transmissionsriemen aus schwarzem Gummi nicht mehr abspringen konnte, weil er im Gehäuse verschwunden war, ebenso wie der brausende Lärm, den das vernickelte Schwungrad hervorrief – ein Geräusch aus dem neunzehnten Jahrhundert, das sich wie ein behagliches Echo auf die Parole vom sausenden Webstuhl der Zeit reimte.

Hinter dem Haus gab es einen Garten, der M. sehr weitläufig erschien. Dort stand in einer Grotte aus Tuffstein eine Gipsmadonna, die mit einem sternensübersäten blauen Mantel ange-
tan war.

M. durfte die Tante Theres manchmal beim Einkauf
fen begleiten. In der Drogerie schwatzte sie so lange mit



dem Besitzer, bis der verschiedene, schön verpackte kleine Seifen heraustrückte, die nach Jasmin, Pomeranzen und Moschus dufteten. Doch wenn die Tante unterwegs eine Nachbarin traf, wollten die Geschichten, die sie einander erzählten, kein Ende nehmen. M.s Geduld war diesen Ritualen nicht gewachsen. Er wälzte sich so lange schreiend auf dem Gehsteig, bis die Damen endlich Abschied von einander nahmen. Zur Strafe verbannte die erzürnte Tante den winzigen Neffen auf den Dachboden, wo es große alte Wäschekörbe, Koffer und Kommoden gab. Der Speicher war eine Fundgrube von Schätzen aus den fernen Friedenszeiten vor dem Ersten Weltkrieg.

Damals, anno 1869, hatte die Tante als erste von fünf Geschwistern das Licht der ersten Gaslaternen in der Kleinstadt erblickt. Nie wollte sie, daß ein Trödler mit den Hinterlassenschaften aufräumte. M. trat seine Buße mit dem größten Vergnügen an. In den verstaubten Koffern und Truhen fand er Schätze wie einen pelzigen Muff und uralte, mit Holzschnitten geschmückte Zeitschriften. Das Beste aber waren die bunten, halbkolorierten Münchner Bilderbogen, auf denen ferne Landschaften, Vulkanausbrüche und biblische Szenen zu sehen waren. Auch mit Max und Moritz machte M. Bekanntschaft, zwei genialen Figuren aus dem Werk von Wilhelm Busch, mit denen sich zu identifizieren ihm nicht schwerfiel.

Die Tante Theres hat M. seine infantilen Wutanfälle immer vergeben.

Das Ende dieser eigensinnigen, frommen, herzensguten Frau war entsetzlich.

Anfang der fünfziger Jahre ließ ihr Augenlicht nach, sie wurde dement, und ihre Brüder verstanden nicht